

TIM CURRAN

DEAD SEA

MEER DER ANGST

Aus dem Amerikanischen von Manfred Sanders

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Dead Sea*  
erschien 2007 im Verlag Elder Signs Press.  
Copyright © 2007 by Tim Curran

1. Auflage November 2013  
Copyright © dieser Ausgabe 2013 by Festa Verlag, Leipzig  
Lektorat: Alexander Rösch  
Titelbild: Alejandro Colucci – [www.epicaprima.com](http://www.epicaprima.com)  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-255-9  
eBook 978-3-86552-256-6

**1** Drei Tage schon.  
Drei Tage in diesem stinkenden Käfig aus Nebel.  
Einem Nebel wie übler Dunst aus dem Rachen einer Leiche.

Nur Styles in seiner kleinen Jolle, ganz allein. Nicht länger Mensch, nicht so richtig, nur noch etwas, das still und wächsern abwartete; winzig und auf seinen Kern reduziert, zerquetscht und weggeworfen, abblättern und zerfallend, in der Auflösung begriffen. Und ja: etwas, das sich fürchtete, in den Nebel zu schauen, das sich fürchtete zu lauschen, denn wenn man lauschte, dann hörte man Geräusche. Grässliche, furchtbare Geräusche, die ...

Aber Styles lauschte ja nicht, denn er war allein, und da gab es nichts im Nebel. Das durfte er nicht vergessen.

So sah die Realität seines Schiffbruchs und des Exils auf dieser tot geborenen See aus: kein Essen, kein Wasser und auch keine Hoffnung darauf. Nur diese schweigende, windstille See und der Nebel. Sein Hals war geschwollen und rot vom Schreien, vom Schreien um Hilfe und dem Wissen, dass keine kam.

Ja, Styles fühlte sich so allein wie ein Mensch auf dem Mars oder einer, der kreischend in die schwarzen Abgründe jenseits des Universums gestürzt war. Und er hatte Angst. Bleierne, lähmende Angst. Ganz allein, begleitet nur vom silbernen Kruzifix seiner Mutter am Hals. Lang ausgestreckt lag er in der Jolle und horchte auf den Laut von Segeln oder Rudern oder einer Schiffsglocke, aber nie hörte er etwas.

Nie etwas anderes als den Nebel.

Denn wenn es nichts anderes gab, dem man lauschen konnte, als das papierene Rascheln des eigenen Herzens und das Kratzen der Luft in der Lunge, dann fing man an, in den Nebel hineinzulauschen. Und bald genug erkannte

man, dass der Nebel nicht tot war, nicht richtig tot, sondern ein lebender, sich teilender Fluss aus organischem Material. Und wenn man sehr genau hinhörte, konnte man das Blut durch seine Adern rauschen hören. Das Summen der Nervenenden, ein fernes Brausen wie Atem. Dann konnte man den Nebel atmen hören.

Ja, den Nebel und immer nur den Nebel.

Ein gieriger, grauer Dunst, der nach verrottetem Seetang und toten Dingen am Strand roch, der sich bewegte und wandelte, sich aufdrängte. Ein schimmelig, feuchter Schleier, der zu gleichen Teilen aus Fäulnisgas, Ektoplasma und verdunstetem Schleim zu bestehen schien. Dick und begehrllich, erdrückend und erstickend.

Am ersten Tag staunte Styles noch über seine Konturen und seine Dichte. Am zweiten Tag hasste er die Fülle, die Undurchdringlichkeit, die Art und Weise, wie seine Fühler über die Jolle strichen und ihn betasteten. Und am dritten Tag? Am dritten Tag hatte er nur noch Angst davor. Denn er hörte Geräusche im Nebel. Die Laute maritimer Alpträume, die in ihm zu Hause waren. Kreaturen, die nur darauf lauerten, dass er über Bord fiel, Untiere mit gelben Augen und Tentakeln und Sägezähnen. Bestien und Monster.

Und er sagte sich immer wieder: *Denk nicht drüber nach, denk nicht an solche Sachen, denn sie existieren nur in deinem Kopf – alles pure Fantasie.*

Ein vernünftiger Gedanke, aber er funktionierte nicht, denn er war allein, nur sein eigener Verstand leistete ihm Gesellschaft, und der spielte ihm gerne Streiche. Üble Streiche. Er erzählte ihm, dass es keine Rolle spiele, ob er an diese Kreaturen dachte, denn sie dachten an *ihn*. Das war natürlich Unsinn, aber dann verfinsterte sich sein Geist und fragte, ob er sie denn dort draußen nicht fühlen konnte,

diese schwarzen, wahnsinnigen Schrecken im Nebel, wie sie an ihn dachten und sich auf ihn konzentrierten. Er musste zugeben: ja, Gott, ja, er konnte. Er konnte sie wirklich fühlen. Und zwar von dem Moment an, als das Schiff gesunken und er zitternd und benommen in die Jolle geklettert war.

Aber was?

Was konnte denn dort draußen sein?

Er wusste es nicht, er wusste nur, dass sie sich dort befanden. Unausprechliches, das im Nebel schmolz und sickerte, kriechende, grinsende Abscheulichkeiten mit hohlen Monden anstelle von Augen, verseuchte und verpestete Dinge mit Knochengruben statt Seelen. Wesen, deren Atem nach Friedhof und Gruft stank, Wesen mit Saugmäulern, die seine Luft, sein Blut und seinen Verstand absaugen wollten. Wesen, die mit gekrümmten, fleischlosen Fingern nach ihm griffen.

*Schalt deinen Geist aus, schalt ihn ganz aus, denn sonst hören sie dich denken, und wenn sie dich denken hören, werden sie dich finden.*

Styles konzentrierte sich, reduzierte seine Gedanken auf einen winzigen Lichtpunkt, schwach und substanzlos. Sein Geist zog sich in sich selbst zurück und verkroch sich im Keller seiner Psyche, und dort hielt er ihn fest, versteckte ihn vor dem, was im Nebel wartete, was seinen Namen rief und Obszönitäten in seine Ohren flüsterte.

Deshalb glaubte er auch nicht an die Echtheit des Schiffs, als er es sah.

Er blinzelte und forderte, dass es sich auflöste, aber es weigerte sich. Es kam näher, eine hohe Brigantine aus Nebel und Äther und geisterhaft weißem Ektoplasma. Ein Trugbild, ein Schatten, ein Gespensterschiff. Mehr nicht. Und doch ... er konnte es hören, konnte seine Leblosigkeit

hören. Die Schratsegel hingen träge am Großmast. Wanten und Takelage baumelten schaukelnd herab, Nebeltentakel krochen an ihnen hoch wie Schlangen. Fockmast und Klüverbaum ächzten wie die Balken eines Spukhauses.

Trotzdem glaubte Styles nicht daran.

Selbst als die Männer ihm vom Vordeck aus etwas zuriefen und ein Boot zu Wasser ließen, glaubte er es nicht. Nicht, bis sie zu ihm gerudert kamen und ihn mit ihren feuchten, kalten Händen berührten.

Da begann er zu schreien.

**2** Von seiner Rettung wusste Styles nicht mehr viel. Nur dass ihn Hände anfassten und Stimmen mit ihm sprachen, aber er konnte sie nicht hören, und wenn doch, so verstand er sie nicht. Sie klangen, als redeten sie in einer fremden Sprache mit ihm, obwohl er wusste, dass es nicht sein konnte. Aber er hatte Fieber und seine Zähne klapperten, seine Gliedmaßen schienen schwer und wie aus Gummi zu sein, und er hörte seine eigene Stimme in einem hohen, klagenden Ton etwas über Gestalten und Stimmen im Nebel sagen, über augenlose Gesichter und kalte, weiße Finger. Der Maat nannte ihm die Namen von Schiff und Kapitän, aber Styles konnte nichts damit anfangen.

Er war wach, dann schlief er wieder. Wurde wach und schlief ein.

So verlief Styles' Leben einige Tage lang. Manchmal schreckte er hoch und stellte fest, dass seine Augen weit aufgerissen waren und er in die Schatten in den Ecken der Kabine starrte; dass er sich wunderte, auf welcher absonderlichen Weise bestimmte Kanten sich trafen, wie sie rechte Winkel hervorbrachten, die auf sich selbst zurückfielen

und gar nicht existierten. Zu anderen Zeiten träumte er von Kreaturen im Nebel, von gewaltigen Kreaturen, weder Mensch noch Tier, sondern groteske kosmische Schreckgestalten in Form intelligenter Monolithe und verderblicher Schatten, die von einer Welt in die nächste krochen.

In seinen klareren Momenten kam die Frau des Kapitäns und flößte ihm mit einem hölzernen Löffel heiße Rinderbrühe ein. Manchmal sang sie ihm etwas vor oder erzählte in leisem, gedämpftem Ton von fernen, unerreichbaren Orten. Mehrmals vermeinte Styles, von irgendwo auf dem Schiff die näselnden, melancholischen Töne eines Harniums zu hören. Bisweilen sah der Maat nach ihm und fragte Styles, woher er kam und wie der Name seines Schiffs lautete und wie sie sich in dem Nebel verirrt hatten. Der Maat redete gern über den Nebel, und Styles wusste nur eins: dass der Nebel ihm Angst machte. Vielleicht war auch er überzeugt, dass es sich um ein lebendes Wesen handelte. Etwas Gewaltiges, Hungriges.

Eines Nachts kam der Maat mit einer brennenden Kerze zu ihm. Das Licht flackerte und tanzte, weil die Hand des Maats so sehr zitterte. Er hatte eine Pistole dabei, die er Styles unter die Decke schob. »Seien Sie vorsichtig, Sir, seien Sie vorsichtig. Wir sind jetzt nur noch zehn ... die anderen sind verschwunden ... verschwunden im Nebel ... bald, schon bald werde auch ich nicht mehr da sein. Der Nebel ruft meinen Namen, er sagt mir, ich soll zu ihm kommen, sagt mir, wie es sein wird, wenn das Ende kommt ... wie ich schreien und schreien werde ...«

Als Styles am nächsten Tag kurzzeitig erwachte, vernahm er fieberhafte Aktivitäten an Deck: ein Hämmern und Sägen, hektische Schritte, aufgeregte Rufe. Vielleicht, vielleicht hatte der Nebel sich gelichtet und Wind war aufgekommen. Styles hoffte es, aber er glaubte es nicht.

Denn mitten in der Nacht hörte er Schreie und ein lautes, hohles Dröhnen. Und ein zischendes Atmen, das über das Schiff blies. Und er glaubte, ein Summen zu hören.

Aber er konnte nicht unterscheiden, was davon real war und was Einbildung.

Wenn man es recht bedachte, sollte er froh darüber sein.

**3** Als Styles das nächste Mal hochfuhr, beschlich ihn eine unbestimmte Ahnung.

Schwitzend und zitternd fiel er aus dem Bett, sein Kopf angefüllt mit einem knisternden Rauschen. Er fühlte sich schwach und schwindlig, aber er schaffte es an Deck, und dort blieb er stehen, ans Schott gelehnt, und sah hinaus in den aschgrauen Nebel.

Das Schiff fühlte sich leer an.

Verlassen.

Wie ein riesiger leerer Sarg, knarrend und ächzend, auf den sich der Nebel gesetzt hatte wie eine kränkliche Pilzwucherung, die in langen Fäden von Rahen, Masten und Bugspriet herabtropfte.

Styles rief, doch seine Stimme verhallte im Nichts.

Wieder war er allein.

Allein auf einem Wrack in dieser verfluchten See.

Sein Herz raste und sein Kopf drehte sich, aber er schaffte es zur Hauptkajüte – und sah sofort, dass man die Fenster verbarrikadiert hatte, als stehe ein Angriff bevor. Doch die Tür war unverschlossen. Drinnen schien alles in Ordnung zu sein – Karten und Instrumente, Möbel und Kleidung. Styles wankte von der Kajüte des Maats zu der des Kapitäns, und beide sahen aus, als seien ihre Besitzer nur kurz vor die Tür gegangen, um eine Pfeife zu rauchen.

Er taumelte wieder zur Tür, und da hörte er Geräusche

aus dem Nebel – ein Flüstern und Murmeln monotoner Stimmen. Ja, sie kamen nicht vom Schiff, sondern aus dem Nebel selbst, als näherte sich von dort ein Enterkommando. Doch diese Stimmen ... sie klangen nicht normal. Sie klangen flach und zischend und künstlich wie von einer zerkratzten Schallplatte, die einen Sprung hatte.

Styles redete sich ein, dass sie nicht real sein konnten.

Er wandte sich von den Stimmen ab und lehnte sich an den Kajüteneingang. Was immer die Besatzung des Schiffs geholt hatte – er wusste, jetzt holte es auch ihn. Aber er wollte sich nicht umdrehen, wollte nicht hinsehen, wollte dem Unheil nicht ins Antlitz schauen. Doch es kam, es näherte sich mit dem Geräusch von Schritten und einem Rascheln und Fingernägeln, die über Holz kratzten.

Aber dann drehte er sich doch um, und ein Schrei entrang sich seiner Kehle.

Da war nichts.

Da war niemand.

Und doch hörte er sie flüstern wie Gespenster. Hörte das Tappen ihrer bloßen Füße, das Rascheln ihrer Kleidung. Und dann erschien ein kaltes Licht im Nebel. Ein glühendes, vibrierendes Leuchten wie von einem bösen Auge, das ihn aus dem Nebel beobachtete.

Styles rannte durch die Kajütentür, knallte sie hinter sich zu und verriegelte sie. Er wartete, wartete, spürte es kommen mit einer Hitze und einer kalten Elektrizität, die sich heiß und beißend und stinkend anfühlte. Jenseits der Tür und der verrammelten Fenster hüllten sich die Decks in ein phosphoreszierendes Leuchten, das mit seinem blendend grellen Licht das gesamte Schiff verschlang. Er hörte ein hohes, schrilles Jaulen, und was immer sich dort draußen befand, es kroch unter der Tür her und sickerte durch die Wände in einer Ausdünstung von Materie und

zielstrebigem Boshafteit. Und mit Feuer und Eis und Säure drang es in ihn ein.

Er schrie nur einmal.

Nur einmal, als es über ihn herfiel, ihn durchbohrte, mit heißen Nadeln und Messern in sein Gehirn eindrang und mit Diamantzähnen an seinen Gedanken nagte. Er spürte, wie sein Geist kochte und sich auflöste. Wie ein kalter, dampfender Saft aus seinen Augen und Ohren sickerte, als das Fleisch, das ihn beherbergt hatte, zu Asche zerfiel. Seine Knochen fielen trocken klappernd in einem rauchenden Haufen zu Boden.

Dann gab es nur noch Stille.

Auch wenn Styles sich den Namen des Schiffs nicht gemerkt hatte – die Geschichte tat es. Denn das Schiff trieb zurück aus dem Nebel, und die Menschheit sollte sich für immer an seinen Namen erinnern.

*Marie Celeste.*



[www.corpseking.com](http://www.corpseking.com)

Tim Curran lebt mit seiner Frau und drei Kindern in Escanaba/Michigan, USA. Er ist einer der begabtesten neuen Horrorautoren, gilt aber noch als Geheimtipp. Sein Werk zeichnet sich durch eine morbide Faszination am Verfall und Tod aus – vielleicht benennt er deshalb seine Webseite nach dem Titel seiner Novelle *Der Leichenkönig* (Atlantis Verlag, 2011).

Tim Curran bei FESTA:

*Zerfleischt – Verseucht – Dead Sea* und als limitierte, signierte und nummerierte Sonderausgabe *Bis dass die Zeit den Tod besiegt*